Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 40 (1965)
Heft: 10

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

vom wohnen und leben in der genossenschaft

Barbara:

Moderne «Wohltäter»

«Müssen Sie Ihrer Frau in Geldfragen immer nein sagen?» Dieser fettgedruckte Titel eines Inserates sprang mir in die Augen, als ich das Publikationsorgan unserer Stadt durchblätterte. Sieh da, welch ungewohnt zarte Fürsorge spricht aus dieser Frage; denn männiglich kann aus der Fragestellung bereits schließen, daß es falsch ist, immer nein zu sagen. Ei, wie schön! Das gefällt mir. Doch hören wir weiter: «Nein zur nützlichen Haushaltmaschine; Nein zum nötigen Erholungsaufenthalt; Nein zur besseren Ausbildung Ihrer Kinder? Nein auch zu Ihren eigenen berechtigten Wünschen? Nur weil Ihr einzelner Zahltag sich immer so rasch in kleine, vielfach nicht notwendige Teilbeträge aufsplittert? Das muß nicht unbedingt so sein! Wer finanziell zuverlässig ist und eine seriöse Anschaffung tätigen möchte, erhält von uns Kredit von 500 bis 10 000 Franken. Wir machen keine Rückfragen an Arbeitgeber, Verwandte oder Bekannte. Bei einwandfreier Abwicklung gewähren wir außerdem auf unseren üblichen Zinsen und Kosten eine Rückvergütung von 15 Prozent. Unser Kredit ist also nicht nur diskret, sondern auch günstig.» Unterzeichnet ist das Inserat von einer Privatbank.

Aha, eso ist das! Der Pater familias soll einen Pump bei einer Privatbank aufnehmen, um seiner Familie ein Auto, seiner Gattin einen Staubsauger zu kaufen, um Ferien zu finanzieren, um die Kinder besser ausbilden zu lassen und seine eigenen Wünsche zu erfüllen. Es wird gesagt, der Zahltag splittere sich immer so rasch in kleine Teilbeträge auf, so daß wehmütigerweise offenbar wenig oder nichts übrigbleibt, um größere Anschaffungen zu tätigen. Das mit dem Gesplitter stimmt. Jedes Haushaltbudget, wie überhaupt jedes Budget, setzt sich aus einer Reihe von Posten zusammen. Die Einzelposten seien vielfach nicht notwendig. Was heißt notwendig? Notwendig ist etwas, das man braucht, um leben zu können. Die Ansichten darüber, was lebensnotwendig ist, haben sich gewaltig verändert. Noch vor dreißig Jahren hielt man manches, was jetzt selbstverständlich ist, für puren Luxus. Wer hatte damals ein Telephon? Die Allerwenigsten. Es bestand auch kein Verlangen danach. Heute hat man auch in Kreisen der Arbeiterschaft das Bedürfnis, ein Telephon zu besitzen, und die Gebühren für das Abonnement und die Gesprächstaxen machen just einen jener kleinen Teilbeträge in unserem Budget aus. Lebensnotwendig im eigentlichen Sinne des Wortes ist ein Telephon natürlich nicht. Unsere Vorfahren haben sich ohne beholfen, und es ging auch. Desgleichen haben unsere Mütter die Wäsche von Hand gewaschen, ohne sich daran zu stoßen. Warum hätten sie sich darüber aufhalten sollen? Die Wäsche wurde eben früher allgemein von Hand gewaschen. Fängt man an, auf der Grundlage zu argumentieren, ist nicht abzusehen, wo man schließlich landet, etwa bei den Pfahlbauern, jedenfalls im Ufer- und Sinnlosen. Unsere Bedürfnisse richten sich grosso modo nach denjenigen, die in der Gruppe, zu der wir nach unserem Einkommen gehören und zu der wir uns zugehörig fühlen, üblich sind, und nicht nach den Normen der Vergangenheit. Anderseits müssen wir sie – das versteht sich am Rande – mit unserem Portemonnaie in Einklang bringen.

To keep up with the Jones, lautet ein Slogan in Amerika. Herr und Frau Jones haben einen Kühlschrank gekauft, und Frau Smith liegt von da an ihrem Ehegespons in den Ohren, sie möchte auch einen. Sie wolle nicht hinter den Jones zurückstehen. Das Argument des Nicht-Zurückstehen-Wollens kann man kritisieren und ablehnen; aber Hand aufs Herz!, wie oft bestimmt es unsere Handlungsweise, ohne daß wir uns dessen bewußt sind oder es nach außen zugeben. Wie soll sich der Pappeli Smith in der Situation verhalten? Soll er ja oder nein sagen? Nach Auffassung der Privatbank müßte er unfehlbar ja sagen, und wenn seine finanzielle Situation es ihm nicht erlaubt, den Kühlschrank bar zu bezahlen oder die entsprechenden Abzahlungsraten in das Budget einzubauen, soll er kühn um einen Kredit bei der Bank nachsuchen, was in meinen Augen liederlich bis idiotisch ist; denn wenn das Budget auf längere Zeit schon voll ausgelastet ist, woher nimmt er nachher das Geld, um den Kredit «zurückzustottern»? Eine Bank ist nicht eine Wohltätigkeitsinstitution, die uns in einer Notlage liebreich unter die Arme greift, wie es sich die Ehefrau eines Künstlers einbildete, die folgendes Schreiben verfaßte: «Liebe Bank! Schick mir Geld, aber bitte viel.» Das Gschichtli erzählte mir ein Bekannter, der sich dabei einen Ast lachte. Die Bank schickt schon Geld, jedoch nicht mehr, als auf dem Konto vorhanden ist, oder sonst verlangt sie ein Pfand. Sie will Sicherheit, daß sie das Geld zurückbekommt. Eine Bank ist ein Geschäft, die an den Krediten, die sie gewährt, verdienen will. Die Haltung eines Pestalozzi kann man von ihr nicht erwarten.

Falls der Pappeli leichtsinnig genug ist, einen Kredit bei einer der inserierenden Privatbanken anzufordern – am letzten Samstag waren es dreizehn, die im Blättli Kredite ohne bankmäßige Sicherstellung anboten –, wird ihm versprochen, es würden keine Rückfragen beim Arbeitgeber, bei Verwandten und Bekannten über seine Zahlungsfähigkeit gemacht. Das wäre auch zu peinlich. Hingegen erkundigt sich die Bank sicher auf dem Betreibungsamt nach etwaigen Betreibungen des Antragstellers. Liegen keine vor, wird sie sich über die Höhe des Einkommens informieren. Wie gründlich dabei die finanziellen Verhältnisse, die bestehenden Verpflichtungen abgeklärt werden, entzieht sich meiner Kenntnis. Tatsache ist aber, daß Leute zu den «üblichen» Zinsen Kredite erhalten, die keineswegs auf Rosen gebettet sind, ansonst sie sich nicht an eine Privatbank wenden würden. Über den «üblichen» Zinssatz und die Kosten schweigt sich das Inserat aus. Sowohl als auch dürften beträchtlich sein. Nach einem bundesgerichtlichen Urteil von 1954 ist es gestattet, Zinsen und Gebühren eingeschlossen, bei den sogenannten Kleinkrediten 18 Prozent zu berechnen, je nach Fall sogar mehr, es kann aber auch weniger sein. Uns erscheint dies enorm viel. Indessen hat das Bundesgericht diese Marge als berechtigt anerkannt, weil die Umtriebe bei der Krediterteilung und dann bei der Tilgung der Schuld durch Raten sehr groß sind. Kleinkredite sind die teuersten Kredite.

Guet Nacht! Das gibt mir eine kostspielige Waschmaschine, einen teuren Kühlschrank etcetera. Vielleicht wäre es doch besser, die Wäsche noch eine Weile von Hand zu waschen und sich daheim recht und schlecht zu erholen. Es mag uns in die Nase stechen, daß Müllers nebenan vollautomatisch waschen, ins Ausland fahren und wir nicht konkurrieren können. Jedoch noch mehr wird es uns in die Nase stechen, wenn jeden Monat pünktlich wie ein Wecker ein grüner Einzahlungsschein eintrifft. Vor der harten Wirklichkeit, mit der wir unweigerlich konfrontiert werden, verblaßt das Vergnügen an Kühlschrank, Waschmaschine und so fort. Was geschieht, geraten wir mit den vereinbarten Abzahlungsquoten in Verzug, was ziemlich wahrscheinlich ist, indem unser Budget, wie vorgängig frappant bemerkt, sich schon vorher aufgesplittert hat und sich nun noch mehr aufsplittert? Wir werden gemahnt, nochmals gemahnt, bis zuletzt die Betreibung erfolgt und ein Teil vom Lohn gepfändet wird oder wir in eine Lohnabtretung einwilligen. Der regelmäßige Verdienst ist ja füra die einzige Sicherheit, die wir zu bieten haben. Darauf stützt sich die Bank. Auf etwas muß sie sich stützen. Damit geraten wir vom Regen in die Traufe. Vor lauter Gesplitter wissen wir nicht mehr wo ein und aus, und der Betreibungsweibel, den nun mal niemand gerne an der Wohnungstüre begrüßt, meldet sich allpott mit einem Zahlungsbefehl, da die vielfach nicht notwendigen Teilbeträge, in die sich unser Einkommen aufsplittert, sich gar nicht so leicht wegstreichen lassen und auch bezahlt werden müssen. Und im Quartier geht es von Mund zu Mund: «Haben Sie schon das Neueste gehört? Bei Meiers war der Betreibungsweibel. Die sind allwäg schön in den Flöhen.» Der Arbeitgeber weiß es auch schon längst, was es geschlagen hat; denn die Lohnabtretungen laufen über ihn.

So kann es herauskommen, wenn man rührend-kindlich glaubt, Kreditbanken wandelten in den Fußstapfen Pestalozzis.

Wie können wir die Jugend für unsere Genossenschaftsideale interessieren?

Internationaler Genossenschaftstag 1965. Schon seit mehreren Wochen waren Beauftragte dreier Baugenossenschaften an der Arbeit, um eine würdige Feier vorzubereiten. Diese drei Baugenossenschaften, die auf demselben Areal in der Region unweit einer Großstadt ihre Wohnsiedlungen mit etwa 500 Wohnungen haben, begehen jeweilen gemeinsam diese Feier. Nachdem eine Metallharmonie den Reigen des Abends mit einigen Musikvorträgen eröffnete und zwischenhinein ein Jugend-Harmonikaring mit außerordentlicher Geschicklichkeit frohe Volksweisen vortrug, kam die Hauptdarbietung des Abends, die *Ansprache*. Diese halten jeweilen im Turnus die Präsidenten der bereits erwähnten drei Baugenossenschaften. Und nun geschah das Unerhörte!

Während der Rede war zeitweise eine derart große Unruhe festzustellen, daß der Lärm das Gesagte übertönte. Und woher kam diese Störung?

Unweit des Rednerpultes saß an einem Tisch eine Anzahl Jugendlicher beiderlei Geschlechts. Einer von ihnen – stehend, mit einem Fuß auf der Sitzbank – redete fortwährend auf die andern ein, und schallendes Gelächter quittierte seine Ausführungen.

Endlich wurde es dem Vortragenden zu bunt, und er mahnte sie alle zur Ruhe. Doch kaum gesagt, ging das Gelächter von neuem an. *Ein zweites Mal* mußte der Redner für Ordnung sorgen, doch es dauerte geraume Zeit, bis der Störenfried mit frecher Grimasse seinen Standort verließ.

Es war schade um das wirklich vorzügliche Referat, das durch dieses undisziplinierte Verhalten einiger Jugendlicher gestört worden war.

Nun die entscheidende Frage: Ist die heutige Jugend wirklich derart desinteressiert an der Genossenschaftsbewegung, daß sie sich nicht einmal mehr Mühe nimmt, zuzuhören?

Ich glaube, daß die Schuld mehr bei uns Alten als bei den Jungen liegt.

Erfreulicherweise waren ja die Jungen – ich meine hauptsächlich die um Zwanzig herum – recht zahlreich vertreten. Gewiß galt ihr Interesse mehr den musikalischen Darbietungen und vor allem dem Tanz, der nach Schluß der Feier vorgesehen war.

Und wo liegt in diesem Falle die Schuld der Alten? Nach meiner Ansicht einmal in erster Linie darin, daß wir unsere Jungen über die Genossenschaftsbewegung viel zu wenig aufklären. Was wissen sie schon, wie schwer es ist, Wohnsiedlungen zu erstellen? Wer klärt sie auf, mit welch großen Schwierigkeiten Verhandlungen mit Gemeinden, städtischen und kantonalen Funktionären usw. geführt werden müssen? Was wissen sie über Arbeitsvergebungen bei Renovationen oder gar bei Neubauten usw.?

Sie wissen im Grunde nur – und das nicht immer! –, daß die Eltern eine sehr schöne Wohnung zu einem billigen Preis besitzen, und sie sind der Auffassung, daß es Pflicht des Vorstandes ist, auch ihnen eine solche Wohnung zu vermitteln, wenn sie einen eigenen Hausstand gründen wollen.

Bestimmt werden die Jungen Interesse am genossenschaftlichen Aufbau haben, wenn wir es verstehen, sie mit der Materie vertraut zu machen.

Wie wäre es, wenn hie und da ein Vater seinen Jungen an eine Generalversammlung mitnähme oder an sonst eine interne Genossenschaftsversammlung?

Und wie wäre es, wenn wir auch den Jungen einmal ein Problem zur Lösung übertrügen? Dies sind alles Fragen, die ernstlich geprüft werden sollten!

Kürzlich sagte mir ein Vorstandsmitglied einer Baugenossenschaft: «Obwohl bei uns alle Genossenschafter sein müssen, gibt es doch viele, die nur Mieter sind!»

Unter Mieter meinte er all jene, die mit ihrer billigen Wohnung zufrieden sind und nur für sich leben. Sie meiden den Kontakt mit andern Genossenschaftern und sind auch nicht für Hilfeleistungen bereit.

Solche Mieter sind wahrhaft kein Vorbild für unsere Jugend. Man wundere sich deshalb nicht, wenn die Jugend oft desinteressiert am genossenschaftlichen Geschehen ist.

Jeder Genossenschafter hat die Pflicht, menschlich zu denken und zu helfen und einzugreifen, wo es notwendig ist!

So wäre es an der eingangs erwähnten internationalen Genossenschaftstagung die Pflicht der anwesenden Genossenschafter gewesen, den Störenfried zur Ruhe zu mahnen und dies nicht dem Redner zu überlassen. Es saßen ja genügend Genossenschafter in dessen allernächster Nähe! *Argus*

Aus genossenschaftlichen Jahresberichten

... Nun ist es schon bald drei Jahre her, seit der Vorstand beschlossen hatte, eine wöchentliche Sprechstunde für unsere Genossenschafter einzuführen. Heute dürfen wir feststellen, daß sich diese Einrichtung bewährt hat. Nach dem Grundsatz «Me mues halt rede mitenand» konnten oft scheinbar schwierige Fälle rasch erledigt werden. Die Sprechstunde soll unseren Mietern auch Gelegenheit geben, Anregungen und Vorschläge zum Nutzen der Genossenschaft vorzubringen.

... Die Rundfrage vom Sommer 1964 hatte in erster Linie den Zweck, die Möglichkeiten des Abtausches unterbesetzter Wohnungen abzuklären. Leider hat diese Erhebung nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt. Wohl haben sich 66 Familien gemeldet, die gerne eine größere Wohnung beziehen würden; demgegenüber lassen sich die Genossenschafter, die zu einer Umsiedlung in eine kleinere Wohnung bereit wären, an den Fingern einer Hand abzählen. Dieses Resultat zeigt einmal mehr und allzu deutlich den menschlichen Egoismus, der auch innerhalb einer Genossenschaft zu blühen vermag, sind doch bei uns 262 Wohnungen (36,5 Prozent) mit ein bis drei Personen weniger, als die Wohnung Räume aufweist, besetzt.